



DAS 3E GESPRÄCH

mit **Thomas Schaufelberger**

HOFFNUNGSSCHIMMER KIRCHE

Der Schweizer Pfarrer Thomas Schaufelberger ist überzeugt: Die Zeit der Kirche ist nicht vorbei. Die Postmoderne braucht sie als Hoffnungs- und Sinnort in einer gebeutelten Welt.

Herr Schaufelberger, was können die Schweizer von den Deutschen lernen und umgekehrt?

Wir Schweizer können von den Deutschen lernen zu sagen, was wir meinen. Ich finde das sehr angenehm. Wir sind da manchmal etwas umständlich diplomatisch. Die Deutschen könnten vielleicht ein bisschen mehr basisdemokratische Teilhabe „von unten“ lernen. Das Schweizer System ist einerseits extrem mühsam, kompliziert, schwerfällig, hat aber auch viel Potenzial.

Wie kann sich dieses Basisdemokratische auswirken?

Es ist in der Schweiz je nach Region kaum denkbar, dass eine Landeskirche Auflagen von oben herab für Kirchgemeinden diktiert. Die Gemeindeautonomie ist ein hoher Wert. Das führt manchmal dazu, dass der Blick über die Gemeindegrenzen hinaus fehlt, auch ein Bewusstsein der Verbundenheit und Solidarität mit der weltweiten Kirche.

Braucht es landeskirchliche Strukturen oder ist das einfach ein notwendiges Übel?

Ich glaube es braucht eine Balance aus beidem: Auf der einen Seite braucht es einen Ort, der zielgerichtetes Vorwärtsgen denken und anstößt, strategische Leitlinien und Visionen erstellt und vertieft

Analysen machen kann, die über die einzelne Ortsgemeinde hinausgehen – wo auch ein Bewusstsein herrscht, dass Kirche-Sein auch ein weltweites Eingebunden-Sein ist. Andererseits liegt in der Verschiedenheit der Ortsgemeinden ein großes Potential. Die Gemeindeautonomie passt gut in die Postmoderne, weil sie den Kontext beachtet. Eine fragmentierte Gesellschaft braucht vielfältige Formen des Kirche-Seins.

Ist das volkskirchliche Modell noch zukunftsfähig?

Ja! Auch wenn wir uns eingestehen müssen, dass Volkskirche im traditionellen Sinn abbröckelt. Die Evangelisch-reformierte Kirche funktioniert an vielen Orten noch sehr gut. Der Großteil der reformierten Bevölkerung fühlt sich durchaus zugehörig, auch wenn sie überhaupt nicht aktiv sind und nie freiwillig in einen Gottesdienst gehen würden. Sie sind aber froh, wenn sie Dienstleistungen in Anspruch nehmen können: Unterricht ihrer Kinder oder Kasualien. Das sollte man ohne zu werten wahrnehmen und die richtigen Schlüsse daraus ziehen.

Was zeichnet die Volkskirche theologisch aus?

Ich habe den Eindruck, dass die Landeskirche mit ihrer offenen Theologie, in der Vielfalt ausdrücklich eingebaut ist und die Engführungen ablehnt, bei weiten Teilen der Bevölkerung gut ankommt

Kirche, erfrischend, vielfältig.

FRESH X

Pfarrer Thomas Schaufelberger leitet die Aus- und Weiterbildung der Pfarrerinnen und Pfarrer für die Deutschschweizer reformierten Landeskirchen (ohne Kanton Bern). Er studierte Theologie in Bern, Zürich und Atlanta (USA). Während seines Gemeindepfarramts in Stäfa am Zürichsee diplomierte er in Change Management an der Uni Augsburg.



Über den Dächern von Zürich: Gespräch mit Pfarrer Thomas Schaufelberger.

und anschlussfähig ist. Das habe ich zum Beispiel erlebt, als wir auf lokaler Ebene ein Jugendprojekt mit einer Freikirche durchgeführt haben. Da hatte ich plötzlich besorgte Mütter von Konfirmanden am Telefon, die mir sagten: „Wir wollen nicht, das unsere Jugendlichen in Kontakt kommen mit eher manipulativen theologischen Ansätzen und Haltungen.“ Ihre Sorge war völlig unbegründet, aber sie empfanden das so. Ich merke, dass die Akzeptanz für konservative oder enge theologische Konzepte im schweizerischen Kontext bei durchschnittlichen Kirchenmitgliedern sehr gering ist.

Welche Entwicklung finden Sie in der Kirche derzeit besonders spannend?

Ich sehe, dass die Zeit der ultraliberalen Pfarrer vorbei ist – die hatten in den Siebzigerjahren ihre Blüte. Aber auch die Zeit eines strengen Pietismus hat sich totgelaufen. Mein Bauchgefühl ist: Es tut sich etwas auf jenseits dieser alten Grabenkämpfe. Die Zeit in Lagern zu denken, ist vorbei. Es wird in Zukunft darum gehen, Menschen primär wieder mit dem Evangelium in Kontakt zu bringen. Sie kennen es überhaupt nicht mehr. Als Kirche sind wir dran, neu zu entdecken, dass Mission ein hochinteressanter Lern- und Bildungs- und Glaubensprozess für und mit Menschen ist. Das könnte die eigent-

„Die Zeit der Grabenkämpfe zwischen Liberalen und Pietisten ist vorbei.“

liche Chance für die Landeskirchen in der Schweiz und in Deutschland sein.

Als Pfarrer in der Kirchgemeinde Stäfa haben Sie einige Jahre lang den „Sofa-Gottesdienst“ gestaltet. Welche Erfahrungen nehmen Sie mit aus dieser Zeit?

Ursprünglich stand die Idee, jungen Erwachsenen zu ermöglichen, einen eigenen gottesdienstlichen Ausdruck für ihren Glauben, für ihre Liebe und für ihre Hoffnung zu entwickeln. Zwanzig Leute waren an diesem Prozess zu Beginn beteiligt. Nach einem Jahr sagten wir: Diese entdeckte und entwickelte Gottesdienstform feiern wir jetzt. Als wir das das erste Mal gemacht haben, gab es eine wahnsinnige Resonanz – auch in der regionalen Presse - und es sind viele Leute dazu gestoßen, um mitzufeiern. Anfangs waren es 400, dann waren es ganz lang zwischen 150 und 300.

Kommt es auf die Zahlen an?

Nein! Auf keinen Fall. Der Hype war auch schnell vorbei. Mir wurde aber eines klar: Der Gottesdienst war letztlich ein Nebenprodukt. Die fast vierzig jungen Erwachsenen, die im Laufe der zehn Jahre im Team waren, sagten mir, dass die Vorbereitungen auf den



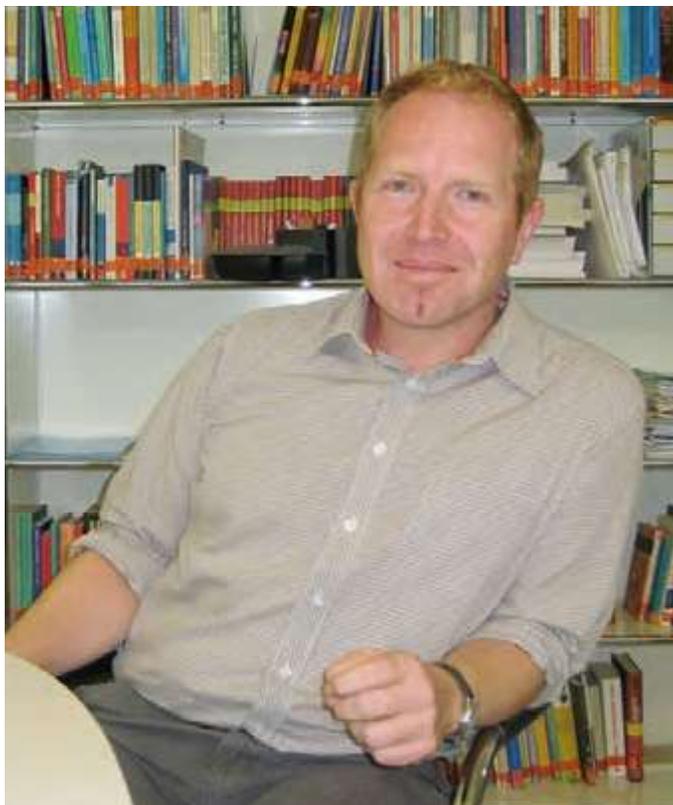
Gottesdienst, die inhaltliche Auseinandersetzung und die Gespräche, die wir miteinander hatten, ihnen so wichtig waren, dass sie auch mitgemacht hätten, wenn kein Gottesdienst entstanden wäre. Diese vierzig haben einen persönlichen Bildungs- und Glaubensprozess erlebt, der sie verändert hat. Das war das Wirksame und das Transformierende dieses Projekts, vielleicht viel mehr als der eigentliche Gottesdienst, den wir vorbereiteteten.

Wie hat die traditionelle Gemeinde auf dieses Experiment reagiert?

In der normalen Gemeinde stärkte es das Bewusstsein, dass es sehr ernsthafte andere Formen gibt, die man nicht als minderwertig abtun kann. In diese Gottesdienste kamen zu unserer Überraschung oft Leute, die 40 bis 70 Jahre alt waren. Viele gaben uns die Rückmeldung, dass sie die Tiefe, die die jungen Leuten mit ihren Überlegungen, Texten, Gebeten zum Ausdruck brachten nicht erwartet hätten. Dass junge Erwachsene so tiefgründig ihren Glauben zum Ausdruck bringen konnten, hat sie tief bewegt und berührt. Diese Erfahrung stärkte das Bewusstsein, dass die Vielfalt der Ausdrucksformen größer ist als man manchmal meint. Ich glaube, wir haben neue Milieus erreicht, es wurden Leute integriert, die sonst nie irgendwo aufgetaucht wären.

Auch Sie gehörten einmal zu den Jungen. Was und wer hat Sie geistlich geprägt?

(lacht) Ein Amerikaner. Er kam als Student an die Uni Zürich und wohnte in dem Dorf, in dem ich aufgewachsen bin. Er besuchte



„Ich träume von einer frischen, hoffnungsvollen und leidenschaftlichen Kirche, die nahe bei den Menschen ist.“

meine Jugendgruppe. Sein Brennen für den missionarischen Auftrag und sein engagiertes Christsein haben mich zum Theologiestudium ermutigt. Dafür erntete ich allerdings wenig Verständnis.

Woran lag das?

Viele dachten, das Theologiestudium sei gefährlich für den Glauben. Für mich geschah das Gegenteil: Ich begann die Weite des Denkens zu genießen. Ein Studienaufenthalt in den USA hat mich dann auch sehr geprägt. Dort habe ich unter anderem gelernt, dass wir als Kirche mitten in der Welt sind und Kirche doch einen Unterschied macht. Kirche ist dazwischen. Zwischen Stuhl und Bank zu sein – das ist ja sowieso gar keine schlechte Position auch für einen Pfarrer oder eine Pfarrerin. Das ständige In-Frage-gestellt-Werden – auch durch sich selber – ist grundlegend für diesen Beruf.

„Unsere Kirche muss das Abenteuer wieder entdecken.“

Seit vier Jahren sind Sie nun zuständig für die Aus- und Weiterbildung der evangelisch-reformierten Pfarrerinnen und Pfarrer in der Deutschschweiz. Was erleben Sie dort?

Nach dem Theologiestudium setzen wir mit der Praxisausbildung zum Pfarramt ein. Unter den Vikarinnen und Vikaren gibt es eine größer werdende Gruppe, die kirchlich nicht sozialisiert ist. Vor fünfzehn Jahren waren alle, die mit dem Vikariat starteten, irgendwo kirchlich verortet. Vor zwei Jahren hatte ich jemand zu Beginn des Vikariats, der von sich sagte, er habe noch nie einen Gottesdienst besucht. Gleichzeitig gab es Vikare, die schon sechzig Gottesdienste mitgestaltet haben oder schon seit ihrer Jugendzeit in einer Gemeinde aktiv sind. Insgesamt sehen wir ein kontinuierlich nachlassendes Interesse am Pfarrberuf und am Theologiestudium. Unsere Arbeitsstelle unternimmt große Anstrengungen in der Nachwuchsförderung. Unter anderem haben wir den Campus Kappel gegründet, eine theologische Sommerakademie für junge Erwachsene kurz vor dem Studienentscheid. Derzeit arbeiten wir auch an einem alternativen Studiengang für das Pfarramt, der für Quereinsteigende Zweitberufler interessant sein könnte.

Dieser Studiengang hat sogar in den Schweizer Medien ein Echo ausgelöst. Was hat es damit auf sich?

Der Entwurf ist konzipiert für Akademiker und Akademikerinnen, die als Zweit- oder Drittberuf ins Pfarramt wechseln möchten. Anstoß dafür gab der sich abzeichnende, massive Pfarrmangel in der Schweiz ab 2019. Der Studiengang muss familien- und biografieverträglich sein für Leute, die bereits eine Familie haben und gut verdient haben.

Für das Konzept müssen Sie auch viel Kritik einstecken. Woran entzündet sich diese?

Die Kritik dreht sich vor allem um die Gleichwertigkeit des Studiengangs. Wir wollen keine Zweiklassengesellschaft bei den Pfarrerinnen und Pfarrern, sondern eine Ordination für alle. Deshalb ist es wichtig zu zeigen, dass die zu erwerbenden Kompetenzen durch den verkürzten Studiengang zu einer gleichwertigen Ausbildung führt, vor allem aufgrund des akademischen Hintergrunds der Studierenden. Diese Aussage wird in Frage gestellt.

Welche Kompetenzen brauchen Menschen, die zukünftig ihren Platz als Hauptamtliche in der Kirche sehen?

Wir haben gerade neue sogenannte „Standards für das evangelisch-reformierte Pfarramt“ in der Schweiz entwickelt, ein Kompetenzstrukturmodell für den Pfarrberuf, das jetzt von allen Deutschschweizer Kirchen als Maßstab für die Ausbildung und die Personalentwicklung der Pfarrrschaft anerkannt ist. Wer dieses Modell betrachtet, sieht, dass die Persönlichkeitskompetenzen, nebst den theologischen Fachkompetenzen entscheidend sind. Dazu gehört auch die theologische Existenz jeder Person, die diesen Beruf ausüben will oder eine eigene Spiritualität: Theologen müssen künftig auch ein hohes Maß an Kommunikations-, Konflikt- und Teamfähigkeit aufweisen. Ihre Arbeit wird sich verändern. Die Pfarrpersonen werden nicht mehr nur „ihr Ding“ machen, sondern sind Spezialisten, andere Menschen zu ermächtigen, „deren Kirche“ zu entwickeln. Der Pfarrerberuf der Zukunft muss in hohem Maße fähig sein, Ehrenamtliche wertzuschätzen, zu begeistern, zu motivieren, zu schulen und weniger alles selbst zu tun. Das ist eine fundamentale Veränderung, die auf uns zukommt. Die Aus- und Weiterbildung muss da rechtzeitig und richtig ausbilden.



Als reformierte Kirche von den Aufbrüchen in der anglikanischen Kirche lernen.

Pfarrerinnen und Pfarrer sind also zukünftig Unternehmer?

Auf jeden Fall mehr Unternehmer als Verwalter. Ein „Ekklesiopreneur“ (Gemeindebauer) ist bereit, sich auf Neues einzulassen, erforschend voranzugehen und zu experimentieren ohne Sicherheitsnetz. Unsere Kirche muss das Abenteuer wieder entdecken. Und die Lust an der Kommunikation des Evangeliums. Und wir sollten unsere Wahrnehmungsfähigkeit für den Kontext schärfen, gerade mit Blick auf die Sinus-Milieus: Wo bin ich eigentlich, wenn ich als Pfarrer arbeite? Wer sind die Menschen um mich herum? Was haben die für Bedürfnisse und Sehnsüchte?

Machen wir einen Schwenk in die Church of England! Sie sind von den „fresh expressions of Church“ inspiriert. Was begeistert Sie daran?

Dass es dort wirklich darum geht, Menschen zu helfen, Kirche zu werden, Kirche für sich zu finden oder eben auch Kirche neu zu erfinden. Das Hinhören (listening) als Kernkompetenz der kirchlichen Profis bedeutet einen Perspektivenwechsel. „Diversity of context requires diversity of church“, dies sagte ein anglikanischer Bischof auf einer Konferenz. Genau so kann die Kirche aussehen: verschiedene Menschen, Freiwillige und Profis, Junge und Ältere, theologisch verschieden, gestalten gemeinsam eine lebensnahe und theologienahe Kirche in vielfältiger Form.

Vor kurzem wurde in der Schweiz ein Runder Tisch zu fresh expressions of Church gegründet. Sie sind im Leitungsteam dabei. Sehen Sie in den „frischen Formen von Kirche“ einen Weg?

Ja! Unbedingt! In dieser Gruppe, in der wir überkonfessionell zusammenarbeiten, sind wir uns alle einig, dass wir viele Impulse aus England nutzen können für die künftige Gestalt von Kirche in der Schweiz.

Kirche ist also von ihrem Wesen her für Sie noch nicht am Ende?

Nein! Im Gegenteil. Ich ahne und glaube, dass sich in unserer Gesellschaft neue Räume für das Evangelium auftun. Kirche ist der Hoffnungsschimmer in einer gebeutelten Welt. Es ist ein starkes Signal, dass die Botschaft noch nicht ans Ende gekommen ist, sondern

„Nicht der Mangel sollte uns bewegen, sondern das Gott mit seiner Kirche noch etwas vorhat!“

dass Menschen sich hineinnehmen lassen in diesen neuen Raum, in dem das Evangelium drin ist. Die fresh expressions of Church zeigen, dass Kirche-Sein vielfältige Formen und Varianten aufweist. Diese Erkenntnis können wir in einer postmodernen gesellschaftlichen Situation kreativ nutzen.

Ihr Herz schlägt für Pioneer-Ministry. Was verbirgt sich dahinter?

Wir werden an gewissen Stellen Menschen brauchen, die große Abenteuerlust paaren mit ihrer theologischen Denkkraft. Wir arbeiten momentan an einem Aus- und Weiterbildungskonzept für Spezialisierungen im Pfarramt.

Was macht Ihnen im Blick auf die Zukunft der Kirche Hoffnung?

Wird nicht der „kontrollierte Rückbau“ über die „kleinen Wachstumsimpulse“ siegen?

Ich sehe die Chancen und Möglichkeiten, die sich durch den gesellschaftlichen und kirchlichen Wandel ergeben. Gott hat doch noch etwas vor mit seiner Kirche. Er will immer noch Menschen erreichen, berühren und bewegen. Weniger gut wäre, wenn uns dabei nur die zurückgehenden Finanzen und die zurückgehenden Mitgliederzahlen bewegen. Wir befinden uns in einer spannenden Zeit in der Kirche. Allen dämmert es, dass es nicht mehr so weitergeht wie bisher. Aber niemand weiß so genau, wie diese Kirche in ein neues Jahrtausend hinein kommt. In dieser Zeit braucht es Impulse, die Hoffnung und eine neue Sichtweise vermitteln. In diesem Sinne träume ich von einer frischen, hoffnungsvollen und leidenschaftlichen Kirche, die nahe bei den Menschen unserer Zeit ist.

Herzlichen Dank für das Gespräch! *



DR. BENJAMIN SCHLIESSER lebt mit seiner Familie in Zürich, ist im Leitungsteam der Netzwerks „churchconvention“ und arbeitet als Oberassistent an der Zürcher theologischen Fakultät.